

Franz Hessel Preis 2016

Jurybegründungen

*Philippe Forest, **Crue** (Gallimard, 2016)*

Für den treuen Leser konstruiert sich das Werk Philippe Forests mithilfe von Wiederholungen und Resonanzen, in endlosen Spiralbewegungen nach Art einer Schlange, die sich in einer Endlosschleife um einen Baum windet. Dieses vom ersten Roman an (*L'Enfant éternel*, Gallimard, 1997) um den Tod seiner Tochter kreisende Werk versteht sich als Auseinandersetzung mit einer (vergangenen, gegenwärtigen, noch bevorstehenden) Katastrophe, die in *Crue* einen ebenso folgerichtigen wie aufwühlenden Höhepunkt findet.

Die große Stärke dieses neuen Buchs besteht vermutlich in seinem Protagonisten – der mehrfach betont, dass er „so wenig wie möglich über [sein] Leben“ sagen wolle, von dem jedoch bekannt ist, dass er seine vierjährige Tochter verloren hat. Dieser gewöhnliche, ja durchschnittliche Mann, den man auf knapp fünfzig schätzt, ein Gespenst unter anderen Gespenstern, empfindet indes die ihn umgebende Welt auf eine merkwürdig hellsichtige und zugleich untergründige Weise. Eine im Verschwinden und Auslöschen begriffene Welt, in einem Arbeiterviertel, das langsam von der Immobilienspekulation aufgefressen wird. Wie in einem Roman von Mishima, bricht plötzlich ein Brand aus, der Protagonist verliebt sich in eine Frau und wird wider Willen zum Vertrauten seines Flurnachbarn. Dann verschwinden Frau und Nachbar wieder, wie die Katze, die er ein paar Kapitel zuvor von der Straße aufgelesen hatte. Und dann regnet es, oder vielmehr, es regnet Tränen. „Der Himmel schien zu weinen. Und ich beneidete ihn. Auch ich hätte weinen wollen.“ Die Stadt wird buchstäblich zu einem Tränental. Der Fluss tritt über die Ufer – endlich.

Crue ist kein fantastischer Roman, geschweige denn ein Katastrophenroman. *Crue* ist ein Buch in Moll, in einem absichtlich gedämpften Stil, mit leiser Stimme geschrieben. Trotz aller Umschwünge ist stets die linke Hand zu hören, vielleicht die der Pianistin, in die sich der Erzähler verliebt. Der Rhythmus ist klassisch, wohlgesetzte Wörter, keine überflüssigen Adjektive.

Dennoch lässt Philippe Forest in seiner ernsten und dumpfen Symphonie ein paar helle Lichtstrahlen voller Leben und Gefühl aufblitzen, die nur umso deutlicher hervorscheinen. Manchmal „ein winziges, aber herrliches Wunder, einfach so“ : eine unverhoffte Liebe, die Klänge eines Klaviers in einem Innenhof, aber auch das Wiedersehen mit einer Katze auf einem Gebäudedach während einer biblischen Sintflut.

„Est enim magnum chaos“, sagt eines Nachts eine der Figuren und zitiert damit einen Roman von Arthur Machen (1863-1947): „In Wirklichkeit gibt es eine große Leere.“ Philippe Forest steht beständig vor einem Abgrund. Vor einer nächtlichen und flüssigen „großen Leere“, von zahllosen Gespenstern verfolgt und von einigen (zu) seltenen Erscheinungen heimgesucht. *Crue* siedelt sich in einem formalen Zwischenbereich an und zögert beständig zwischen der Icherzählung und einer Entfaltung des Romanhaften, ja zwischen Fiktion und Essay. Der Leseindruck bleibt verstörend bis zum letzten Satz: Der Leser ist mit einem Text konfrontiert, der unaufhörlich anschwillt und wieder abebbt. Er steckt uns an und entzieht sich – zum Ertrinken schön.

Nils C. Ahl, *Le Monde des Livres*

Franz Hessel Preis 2016

Jurybegründungen

Christine Wunnicke, *Der Fuchs und Dr. Shimamura* (Berenberg Verlag, 2015)

Wie in fast allen ihren literarischen Texten verfolgt die Münchner Autorin Christine Wunnicke (*1966) auch in dem 2015 erschienenen Roman *Der Fuchs und Dr. Shimamura* (Berenberg Verlag) die biographische Spur einer historischen Figur. Mit einem ausgeprägten Interesse für Exzentriker und Pioniere, wie den Kastraten Filippo Balatri, den erfundenen Romantiker Douglas W. Fortescue oder zuletzt die historisch verbürgten Filmproduzenten Selig und Boggs, zwei Pioniere der Filmindustrie, nimmt sie diese in ihren Romanen als Ausgangsmaterial für ihre fiktionalen Aneignungen.

Hier erzählt Wunnicke von Dr. Shimamura Shunichi, einem japanischen Nervenarzt, dessen „Leben von Tragödien geprägt“ war. Die Geschichte setzt in den 1920er Jahren ein, kurz vor seinem Tod. Seit Jahren leidet er an einer undefinierbaren Krankheit und lebt nach seiner Emeritierung zurückgezogen mit seiner Ehefrau, der Mutter und Schwiegermutter sowie einer Bediensteten auf dem Land. Wunnicke erzählt in Zeitsprüngen von dem exzentrischen Gelehrten und seinen wunderlichen Erlebnissen während einer frühen Forschungsreise in Japan, auf der Suche nach dem Rätsel der Fuchsbesessenheit junger Frauen. Daran schließen sich die Erlebnisse während eines kaiserlichen Stipendiums in Europa an, als Shimamura die Entstehung der modernen Psychiatrie und Neurologie mitverfolgt und auf eigene Weise kommentiert. Besonders eindrücklich sind die Pariser Szenen an der Salpêtrière mit Professor Charcot, der Shimamura an einer exorzistischen Séance teilhaben lässt, um ihn danach zum ersten männlichen Fall der Hysterie zu erklären.

Die kurze, aber enorm vielschichtige Geschichte um Dr. Shimamura und seine moderne Erforschung des Fuchsgeistes erzählt zugleich eine Konfrontation mit erstaunlichen Annäherungen zwischen Japan und Frankreich um 1900 wie auch eine sehr originelle Geschichte des Zusammenhangs zwischen mythischem Wissen (um den Fuchsgeist) und den Modernisierungen von Medizin und Psychoanalyse (um die Hysterie). Dabei wird keine Hierarchisierung zwischen Vormoderne und Moderne oder zwischen Japan und Europa unternommen, sondern es werden die je spezifischen Zugriffe auf die Irritation der Normalität durch den Ausnahmezustand des Wahns erzählt.

Wunnicke erweist sich mit diesem Roman erneut als Meisterin der kurzen Form. Ausgehend von historischen Randnotizen entwickelt sie kenntnisreich eine erzählerische Virtuosität, die über eine rein medizinhistorische oder biographische Rekonstruktion hinausgeht, und es entstehen geschliffene Miniaturen von hoher poetischer Intensität. Ihre Texte überzeugen durch die verdichtende Zuspitzung in einer sehr bildhaften, zugleich verrätselnden Sprache, die präzise und unscharf zugleich ist. Glänzend gelungen sind die lakonischen Kommentare Shimamuras in der gekonnten Kontrastierung der europäischen mit der asiatischen Perspektive und die wunderbare Absurdität in der Schilderung des Alltags des emeritierten Medizinprofessors. Darüber hinaus gelingt Wunnicke mit ihrem Roman auch eine Aktualisierung des literarisch tradierten Fuchsmotivs. Sowohl in Frankreich als auch in Deutschland ist Christine Wunnicke ein breiteres Publikum unbedingt zu wünschen.